

Es muss doch...

Autor(en): **Schumacher, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 12

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es ist keine Kleinigkeit, Hunderte und abermals Hunderte von Küchlein richtig zu backen. Da muss man zunächst darauf achten, dass das Oel eine bestimmte Temperatur behält und ja nicht in der Pfanne ausgeht. Dann heisst's den Teig löffelweise in die Pfanne legen, und sowie die Küchlein aufgehen und sich goldig färben, muss man sie schnell hin- und herdrehen. Und wehe, wenn nicht schon die heissen Teller bereit stehen und wenn der Backofen nicht richtig vorgewärmt ist, um sie in Empfang zu nehmen, damit sie ihre Wärme behalten! Auch mit Zucker muss man sie rechtzeitig bestreuen. Und dann werden einige Dutzend in Körbchen geordnet, für irgend einen alten Verwandten oder ein armes Weiblein, die sonst leer ausgehen würden. Denn das weiss jeder: zu San Giuseppe keine Tortelli essen, das ist für einen richtigen Asconesen schlimmer, als das Jahr über nicht genug Brot im Hause haben.

Mit dem Mittagessen richtet man sich ein, wie's eben geht; worauf es ankommt, sind die Tortelli.

Dann, am frühen Nachmittag, wenn an anderen Orten die Leute ins Kaffeehaus gehen, und in der Kirche der Vesperdienst gerade beginnt, sieht man von beiden Seiten das Borgo, von Locarno und Brissago her, die Tortelli-Liebhaber heranpilgern.

Auf Strassen und in Gässchen, an allen Orten duftet es nach Oelgebackenem. In allen Häusern, Wirtschaften und Cafés, überall kitzelt der gleiche Duft den Gaumen.

Wenn dann um vier Uhr die Prozession wieder in die Kirche zurückkehrt, hat sich mit Hilfe der leidenschaftlichen Tortelli-Esser die Bevölkerung von Ascona verdoppelt. Das traditionelle Gebäck triumphiert auf allen Tischen, und von allen Seiten hört man Leute um die Wette zählen, wieviel Dutzende Tortelli sie sich einverleiben und mit einem tüchtigen Schluck Nostrano begiessen.

Annina Volonterio

Es muss doch . . .

Das liest man und ergänzt sogleich: Frühling werden. Und damit hat man sich wieder einmal an Emanuel Geibel erinnert, dem das bestimmt Freude macht. Der Spruch selbst — dem Gedicht «Hoffnung» entstammend — ist von einer eigentümlichen Verspieltheit, um nicht zu sagen Spieserhaftigkeit. Das rührt zum Teil daher, dass diese Formel wie so viele andere ähnliche zu einem kümmerlichen Klischee erstarrt — bequem bereit, um es bei passender oder annähernd passender Gelegenheit pathetisch anzuwenden. Ja, ja, «es muss doch Frühling werden», heisst es, wenn Herr Winterli und Herr Lenzli sich an jenem Tag treffen, da es in den Dachtraufen zum erstenmal zu orgeln beginnt.

Zu einem andern Teil liegt aber die Schwierigkeit, dass es so diffizil ist, über den Frühling in Sprüche auszuarten, bei diesem Frühling selbst. Bekannt ist, dass kaum Frühlingsbilder unter den ganz berühmten Gemälden sind; es sei denn ein einziges, schüchtern blühendes Bäumchen (wie etwa bei Hodler). Aber den rauschenden Frühling, der in einen Blümentaumel geraten ist, darzustellen: das böte grosse Schwierigkeiten, um nicht ins Süssliche zu geraten, in jenes «Es muss doch . . .»

Vorfrühling — das ist etwas anderes. Von hinten, das heisst vom Winter her bekommt er noch einen Zuschuss Härte, einen Akzent Kühle, die

allem zu Zärtlichen entgegenwirkt. Uebergangsjahreszeiten sind mit Spannung geladen. Das Abtretende und das Kommende liegen miteinander im Kampf, und dann zeigt die Landschaft, der grosse Spiegel der Jahreszeiten, das erregendste Antlitz — nur dass dann nicht einer kommt und verkündet: es muss doch . . ., sonst sagen wir: es soll doch, nämlich der Teufel ihn holen.

Aber am besten ist, man schert sich nicht um Sprüche, weder um gute noch schlechte. Man gehe einfach so für sich hin und hinaus unter die Bäume und in die Wiesen und schwimme in dem berühmten «Blütenmeer» (aber damit ist man beinahe schon wieder in ein Klischee getreten). Bald aber hat uns doch die aufbrechende Natur überwältigt. Fast unwahrscheinlich, welche aus der Erde gezogenen Energien sich jetzt in Blattgrün und Blütenfarben umsetzen! Und nicht lange geht es, bis man den Eindruck hat, es spriesse selbst aus unsern Köpfen und es ergehe uns wie auf dem Haarwuchsmittelpakat von Carigiet, wo die Blümchen fröhlich aus dem Schädel blühen . . .

Den eigentlichen Charakter vom Frühling zu bestimmen, ist nicht unbedingt leicht. Das Antlitz des Winters ist klar, eindeutig. Desgleichen weiss man mit dem Sommer, woran man ist; mit diesem flimmernden Stillstand der Zeit. Und vollends der Herbst, dem die Herbstzeitlosen das blasse

Violett der Melancholie über die Wiesen hauchen — seine Musik ist sofort mitspielbar, mitempfindbar. Sein Symbolgehalt ist mächtig, vom Herbst des Lebens bis zum Herbst der Zeit überhaupt. Aber nun der Frühling — dieser Aufwand! Rilke besonders hat sich gelegentlich an seinem Pathos gestossen; denn die Pastelltöne des Herbstlichen lagen ihm näher. Doch plötzlich fällt uns das Einfachste ein, womit wir ihn treffen wollen: das Jugendliche, und zwar in jeder Beziehung, sei es das etwas Masslose, das Ueberschwengliche oder vor allem das Unverwüstliche, Optimistische. Dem Frühling etwa klar machen zu wollen, es hätte ja keinen Sinn, sich so ins Grün zu legen, da alles ohnehin bald wieder welke, das wäre ein aussichtsloses Unterfangen. Ihm liegt der Sinn des Blühens im Blühen selbst, genau nach Goethes Aphorismus: «Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst.»

Dies vom Frühling zu übernehmen, ist die klügste Psychologie. Junge Menschen üben sie in beneidenswerter Weise. Und die meisten Dichter sprechen es ihnen nach; am schönsten wohl Ludwig Uhland, dessen «Frühlingsglaube» unverwüstlich ist:

Die linden Lüfte sind erwacht,
 Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
 Sie schaffen an allen Enden.
 O frischer Duft, o neuer Klang!
 Nun, armes Herze, sei nicht bang!
 Nun muss sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
 Man weiss nicht, was noch werden mag,
 Das Blühen will nicht enden.
 Es blüht das fernste, tiefste Tal;
 Nun, armes Herz, vergiss der Qual!
 Nun muss sich alles, alles wenden.

Gegen siebzig Vertonungen dieses Liedes hat man gezählt. Schubert und Mendelssohn sind darunter. Und wollte man etwa alle Frühlingslieder der deutschen Literatur vom Minnesang her bis heute zusammenstellen: es wäre ein aussichtsloses Unterfangen — denn diese Anthologie ginge am eigenen Reichtum zugrunde, wie es auch Bäume geben soll, die sich zutod blühen. Es ist nämlich tatsächlich so, dass der Frühling nicht nur die harmlose Jahreszeit ist, wie man auf Grund seiner Blütensüsse annehmen könnte; denn das Stichwort Liebe und Frühling ist noch gar nicht gefallen, soll es auch nicht. Diesem Thema beizukommen, wäre noch vergeblichere Mühe, als die oben erwähnte Anthologie herzustellen.

So entlassen wir uns denn selbst aus diesem unfruchtbaren Diskutieren und begeben uns vors Haus oder, noch besser, vor die Stadt, um (mit Mörike) zu sehen, wie er, der Frühling, sein blaues Band wieder flattern lässt durch die Lüfte; denn jetzt ist das unbezweifelbare Wirklichkeit geworden, was sich einige Zeit vorher mit dem in Verruf geratenen Ruf «Es muss doch...» angekündigt hat.

Hans Schumacher

Das Lied von San Gian

Von Maria Dutli-Rutishauser

Manchmal, wenn der Wind in den Pappeln spielt, die die uralte Kirche von San Gian umstehen, raunt es wie ein Lied durch das Tal. Dann heben die alten Leute die Köpfe und nickten sich zu. Einer etwa sagt, was sie alle denken: «Jetzt singt die schöne Menga wieder.»

Wenn junge Leute in der Nähe sind, lachen sie und spotten: «Tote können doch nicht singen, ihr seid abergläubisch, Mutter Genia!»

Sie aber, die alt ist und grau wie ein Wesen der Vorzeit, lächelt wissend. Wer da im Land unter den Gletschern aufgewachsen ist, kennt die Lebenden und die Toten. Mit allen steht sie auf du. Nachts lassen ihr die lang Verstorbenen oft keine Ruhe. Und eine von ihnen, die noch umgehen, ist die schöne Menga.

«Ihr hättet sie sehen sollen! Jung und schön war sie wie ein Bild. Ich bin ein Kind gewesen damals, aber ich weiss noch, wie sie ausgesehen hat. Ihre Mutter hat sie hüten müssen, denn wenn Freunde ins Tal kamen, haben sie mehr nach der Menga geschaut als nach den Bergen. Ist eine brave, tugendsame Tochter gewesen, die sich nicht viel gemacht hat aus den bewundernden Blicken. Vielleicht wusste sie nicht einmal, wie schön sie war. Wer weiss, am Ende ist auch nicht ihre Schönheit Schuld gewesen an ihrem Unglück, aber ihre Stimme.»

Die alte Genia schaut in die Weite. Die Jungen aber drängen:

«Sie hat singen können, die Menga?»